

Düsseldorf, Montag den 30. November 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 48.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Historische Novelle von Th. v. Kobbe.

(Fortsetzung.)

6.

Eugeniens Ende brachte in dem Meyerschen Hause nur den Eindruck hervor, den die unterbrochene Gewohnheit des Zusammenlebens herbeiführte. So viele Zärtlichkeit sie fortwährend gegen Hannibal bewiesen, so hatten die Wurzeln der Dankbarkeit sich doch nicht in dessen Seele befestigen können, da der Sturm des Jorns über die Art und Weise, womit die Rosenthal fortwährend seinen Hans zurücksetzte, an denselben nagte. Der alte Hausherr schien von einer Last befreit; nicht wenig aber wunderte es Bastian und die beiden Vettern, da Meyer ihnen erklärte, daß Eugenie nicht ihre Tante, sondern nur eine Freundin ihrer Mutter gewesen sey, und gar ihr Tod, als „Chefrau Peterson, geborne Lohsen,“ im Altonaer Merkur vom alten Meyer angezeigt wurde.

Als aber nach einigen Tagen Hannibal, von Liebe und Gram über Jenny's Verlust, die sich gleich am folgenden Morgen eingeschiffte hatte, gequält, auch gegen seinen Vater offener geworden war, und ihm, ohne seine Neigung für das liebliche Mädchen zu verschweigen, die für ihn so apokryphischen Geisterworte der Rosenthal mitgetheilt hatte, sank der Alte fast leichenähnlich zusammen; dann aber, als er sich erhobte, rief er aus: „O Hannibal! warum hast Du mir das nicht sogleich vertraut? — Gott, Deine Hand liegt schwer auf mir; doch ist es Zeit, daß ich durch Wahrheit und Reue mich mit Dir und der Welt versöhne!“ — Bewegt die Hand des gegenwärtigen Bastian ergreifend, fuhr er fort: „Kommen Sie, bewährter, tugendhafter Freund, und helfen Sie mir, daß ich, der Schuldige, Vergebung von diesen beiden tugendhaften Jünglingen erhalte.“

Mit diesen Worten zog er Bastian in's Kabinet, der auch bis zum achten Tage unsichtbar blieb, und erst am neunten Abende zu beiden Vettern, mit einem Papiere in der Hand, eintrat.

„Gott mit Euch!“ begann er. „Herr Meyer sendet mich, um Euch zu Mitwissen eines Geheimnisses zu machen, das uns schon mehrere Monde wie ein immer wiederkehrendes Alpdrücken, ihn aber wie ein quälendes Gespenst den größten Theil seines Lebens verfolgt hat. Er hat mir befohlen, Euch den Aufsatz, den er in meine Feder nur wie ein historisches Faktum diktiert hat, vorzulesen, dann aber Euch, wenn Euer Herz ihm zu vergeben vermag, zu ihm zu führen, um Euch von dem ersten Schritte seiner Reue zu überzeugen. Es wird bei gutgearteten Jünglingen, wie bei Euch, nicht meines Fürworts, sondern nur des Gedankens bedürfen, daß der Unglückliche bereits durch Wort, Beispiel und Liebe jede Nachsicht von Eurer Seite verdient hat. Aber wenn er Euch auch wildfremd gegenüberstände, so würdet Ihr ihm schon Vergebung und Mitleiden zu Theil wer-

den lassen, wenn Ihr erwägt, daß er eigentlich keine ungerechte That beging, sondern sie nur bisher aus so verzeihlichen Gründen verheimlichte.“ — Nach diesen Worten entfaltete Bastian das verhängnißvolle Papier, und las dem stammenden Freundespaar, das Hand in Hand dem Lesenden sprachlos zuhörte und ihrem Vater bereits im Voraus Ablass für jede Sünde ertheilt hatte, folgendes Bekenntniß vor:

„Mein jetziger Zuname ist nicht der, den mir die Geburt ertheilte, sondern nur ein solcher, den ich, ohne Beeinträchtigung fremder Familienrechte, als den allgerneinsten mir zulegen zu dürfen glaubte. Da nur ein einziges Wesen ein Interesse bei der Nennung meines wahren Namens hat, so mag die Anmerkung hier genügen, daß ich von einer gräßlichen Familie aus dem Preussischen Stamme. Früh verfolgte mich das Schicksal; eine böse Stiefmutter vergiftete meine Jugend. Als ich später mit meinem Halbbruder in Göttingen studirte, glaubte ich in einem Kaufhandel, den mir der erste und letzte Kausch meines Lebens zugezogen hatte, einen Universitätsfreund aus Bremen erstochen zu haben. Wenigstens erfuhr ich dieß, als am andern Morgen bei mir wieder die Besinnung mit der Reue einkehrte. Die Angst meines Gewissens war grenzenlos; ich folgte dem Rathe meines weinenden, sich mit ungewöhnlicher Theilnahme an meinen Hals wachsenden Bruders, der mir seine volle Börse aufdrang, mich beschwor zu fliehen, indem er sich meiner Angelegenheiten nach Kräften anzunehmen versprach, und eilte, nachdem ich meinen jetzigen Namen angenommen, nach London. Hier erhielt ich einen abermals mit Gold versehenen Brief meines Bruders, der mir die traurige Todesbotschaft meines Segners bestätigte, mir berichtete, daß die Criminaluntersuchung sehr eifrig gegen mich betrieben werde, und mir rieth, nach Amerika, und zwar nach Philadelphia zu gehen, indem er mir fortwährend Nachrichten von dem ferneren Verlauf zu geben versprach. Nur, setzte er hinzu, werde dieß durch einen Dritten und auf Umwegen geschehen, und da er befürchten müsse, am Ende eidlich über meinen Aufenthalt befragt zu werden, wolle er mich bitten, in der ersten Zeit gar nicht zu antworten. Dabei war ein Brief des sogenannten namenlosen Dritten angelegt, welcher die Versicherung enthielt, mir durch ein bestimmtes Haus dann und wann Nachrichten über meine Angelegenheit zugehen zu lassen. Mein beunruhigtes Gemüth folgte diesem Rath; ich ging nach Philadelphia, woselbst ich bei dem großen Mangel an gebildeten Ausländern, bei meinen Sprachkenntnissen, die ich erworben, manche ehrenvolle Anträge, die Korrespondenz bedeutender Handlungshäuser zu führen, erhielt, und da die brüderlichen Gelder sich in der theuren, keinen Kredit eines Fremden kennenden Stadt, nur zu bald erschöpften, nahm ich ein Anerbieten des berühmten Hauses Girard, als provisorisches Mittel zur Erhaltung meiner Existenz, nothgedrungen an.“

„Die Briefe des fremden Dritten erfolgten zwar, wurden aber im Verlauf des ersten Jahres immer sparsamer und blieben im zweiten ganz aus. Dabei waren sie sich wiederholend und ungenügend. Sie melde-

ten mir, daß die Untersuchung noch sehr emsig betrieben werde, daß sämtliche Mitglieder meiner Familie über meinen mutmaßlichen Aufenthaltsort befragt worden, und daß mein Vater, aufgereizt durch meine Stiefmutter, fortwährend auf mich zürne, daß aber ein liebender Dritter (Der Name meines Bruders schien mir angedeutet, war aber nicht genannt) Alles thun werde, um die Sache zu meinem Besten zu führen, daß er aber nur bedaure, mich mit Baarschaft nicht unterstützen zu können, da die dieß befürchtenden Eltern ihn gerade so sehr knapp hielten. Meine Seele fing zwar an, gegen meinen Bruder, dessen tückisches, herrisches, von seiner Mutter gegen mich begünstigtes Betragen, mir aus der Jugend vor die Seele trat, einen Verdacht zu schöpfen, welchen Gedanken ich aber, als meiner unwürdig, sogleich ersticke. — Ich schrieb jetzt an ihn und an meinen Vater, aber ohne anderen Erfolg, als daß jetzt auch die Notizen des Unbekannten ausblieben.

„Träume, jene merkwürdigen Motive so mancher menschlichen Handlungen, hatten indessen in meiner Seele schon längst jeden Zweifel wieder aufgeregt, und ich mir vorgenommen, wieder nach Europa zurückzukehren, als der bekante Clay, ein Amerikaner, der bei seinem ausgezeichneten Talente, das schon damals einen großen Staatsmann versprach, als Freund der deutschen Sprache mich aufforderte, mit ihm der Einweihung einer deutschen Kirche beizuwohnen, woselbst ein neuangekommener junger Prediger eine Rede halten sollte. Aber wer beschrieb mein Erstaunen, als ich beim Eintritt in das Haus in dem Manne Gottes denjenigen erkannte, von dem ich glaubte, daß er an dem unglücklichen Abend in Göttingen durch mich verwundet und später gestorben sey! Sprachlos hörte ich seine Rede an, die, meinen Zustand parodirend, vom Wiedersehen nach dem Tode handelte. Er hatte kaum geendet und die Kirche verlassen, als ich, dreister gemacht, durch den Schatten, den sein wohlgenährter Bremer Körper über das Sonnenlicht warf, ihn einholte, umarmte und dann stürmisch befragte. — Ich erfuhr jetzt, daß ich ihm nur eine leichte Wunde an der Schläfe beigebracht, die ihn betäubt und in Ohnmacht versenkt habe. Mit nicht minder großem Erstaunen hörte er meine Flucht, und erzählte mir, daß mein Bruder, der bald nachher von Göttingen abgereist und nach Hause zurückgekehrt sey, ausgesprengt habe: ich hätte die Universität wegen Schulden und Umgang mit einer berüchtigten Person verlassen müssen. Die Freude unseres Wiedersehens war grenzenlos. Zorn und Rache über den unnatürlichen Bruder aber erfüllten mein Gemüth. Ich blieb im eigentlichen Sinne keine vier und zwanzig Stunden mehr in Amerika, nicht ohne Dankbarkeit gegen meinen Prinzipal, einen gebornen Franzosen, der mir die glänzendsten Versprechungen machte, wenn ich bleiben wollte, aber mich jetzt mit den Worten: „Les Allemands sont des polissons!“ jedoch nicht ohne Handelsaufträge und Kreditbriefe, entließ. Das absegelnde Schiff war nach Stralsund bestimmt. Nach einer ungewöhnlich kürzeren Rückfahrt, als meine Hinreise gewesen war, betrat ich Deutschland wieder.“

„Ich hatte Herrn Girard nichts von dem Grunde meiner Heimkehr gesagt, und wollte Stralsund, dieses Asyl deutscher Biederkeit und poetischer Prosa, schon verlassen, als ich auf einem Kaffehause einen alten schwedischen Kaufmann kennen lernte, der, reich und vermögend, in der guten deutschen Stadt, der ersten seines Vaterlands, die Gustav Adolphs Heldeninn gewann, mit seiner jüngsten Tochter lebte, nachdem ihm ein mecklenburgischer armer adeliger Offizier die älteste, seine Lieblingstochter, entführt hatte. — Er hatte ihr seinen väterlichen Fluch und das Gelübde nachgesandt, unter keiner Bedingung seine zweite Tochter mit einem Offizier oder mit einem Edelmann zu verheirathen. Wahrscheinlich von meiner Qualität, als Amerikaner, angezogen, deren Land er als das der Freiheit liebte, woselbst man prompt zahle und keine Aristokratie kenne, hatte er mich zu Tische gebeten. Ich war dieser Einladung gefolgt, sah seine Tochter, meine nachmalige Gattin, und fühlte mich nur zu schnell von den festesten Banden der unwiderstehlichsten Liebe an sie gefesselt. Vielleicht verdanke ich nur ihrem seltenen Um-

gange mit Männern, daß mein erstes Erscheinen auf sie auch einen so schnellen günstigen Eindruck machte. Wenige Tage waren hinreichend, uns zum gegenseitigen Verständniß der Liebe zu führen, die, wunderbar genug, selbst zum Erkennen meiner geliebten Adelaide, von dem Vater begünstigt wurde. Ich hatte jetzt zu überlegen; gestand ich meine Geburt, meine früheren Verhältnisse, so mußte ich mit Recht befürchten, eine völlige Abweisung vom alten Steenstede zu erhalten. Ich entschloß mich daher bald, meine ganzen Familienansprüche aufzugeben, und nur unter erborgtem Namen nach dem Glücke zu ringen, das mir das höchste zu seyn schien, und nicht einem Phantome nachzujagen, das für mich aufs neue eine Quelle bitterer Leiden werden konnte.

„Unter dem Namen Meyer, von längst verstorbenen armen Eltern geboren, trat ich als Werber um Adelaides Hand auf, und erhielt ohne Weiteres das Jawort des Alten, der an dem bald erfolgten Trautage, nach beendigter Ceremonie, mit leichtem Herzen ausrief: „Gott sey Dank! ein qualender alljährlicher Traum, daß auch mein zweites Kind mit einem Edelmann verheirathet werde, dessen Tochter mir den Schlafrock mit einem Lichte anzündet, und mich so tödtet, kann mich fortan nicht mehr ängstigen.“

„Bald darauf übergab er mir die Verwaltung seines ganzen Vermögens, und zwar mit der Erlaubniß, damit in Handlungsgeschäften nach Belieben zu schalten, die ich auch sofort über Hamburg in Amerika anknüpfte und hernach beständig fortsetzte. Meine Frau erfüllte meine Hoffnungen, die ich in sie gesetzt hatte. Nur betrübte mich in ihrer Seele eine gewisse romantische Ueberspannung, die zu grell mit den gewöhnlichen Forderungen des Lebens im Widerspruch stand, sie zwar oft zu edlen Handlungen, aber auch zu solchen führte, welche die Welt nicht billigt, und über welche sie nur zu gern einen Anstrich von Lächerlichkeit verbreitet. Zu den unangenehmsten Ereignissen gehörte auch das, daß sie eine Schauspielerin, die damals als Mamsell Rosenberg bei einer Moskauer Truppe engagirt war, und zuweilen in Stralsund gastirte, so lieb gewann, daß sie dieselbe, nicht ohne große Opfer, vom Theater zu sich in's Haus nahm, und mir erklärte, daß sie nicht im Stande sey, getrennt von ihr glücklich zu leben. Dieses Französin, welches kein anderes war, als die Rosenthal, verstand nur zu sehr, durch Verstellungskünste und affectirtes Gefühl mein armes, überspanntes Weib zu täuschen. Adelaides Zustand indessen, der mir Vaterfreunden verbieth, zwang mich zu jeder Schonung, und ich gewährte ihr Verlangen.“

„Auf meiner Reise von Amerika hatte aber auch ich einen jungen, höchst einnehmenden Hamburger, Namens Mohrmann, kennen gelernt, dem ich meine ganze Lebensgeschichte anvertraut, und mit demselben wie es in den Jugendjahren so leicht zu gehen pflegt, nur zu unüberlegt einen engen Freundschaftsbund geschlossen hatte. Schon Gatte, hatte ich ihn in Hamburg, woselbst er etablirt und verheirathet war, wiedergesehen, und ihm einen so bedeutenden Kredit eröffnet, daß ich selbst noch jetzt darüber erstaune. Da ereignete sich ein für mich schrecklicher Vorfall. In einer Gesellschaft, die in einem der geachtetsten Stralsunder Häuser, der Köhlschen Familie, gegeben wurde, worin ich mich, mit meinem Schwiegervater und meiner Frau befand, erkannte mich ein kurländischer Edelmann, der, trotz meiner Zeichen und bittenden Blicke, mich bei meinem rechten Namen und in burschikoser Sprache einen „Erzuitier“ nannte, meine Schicksale, ohne die obwaltenden Verhältnisse zu kennen, entstellte, endlich aber, da ich, formwährend in Todesangst, beim Leugnen blieb, geradeweg erklärte: Einer von uns Beiden sey ein Lügner, ich oder er, er behalte sich vor, sich vor der Gesellschaft zu reinigen, oder mich zu entlarven. Der darauf folgende Abend war für mich, wie für den alten menschenfeindlichen, nur auf mich bisher noch bauenden Steenstede fürchterlich. Ich mußte Alles eingestehen. Nur durch die flehentlichsten Fürbitten meines treuen Weibes gerührt, die übrigens selbst längst um das Geheimniß meiner Herkunft wußte, warf der alte Mann, einigermaßen besänftigt, sich am Abend auf's

Lager, das er nach einigen Monaten erst dann wieder verließ, als er in das Grab, das Ende aller Leiden, getragen wurde. Vorher aber, schon am folgenden Tage seines Krankenlagers, machte er ein Testament, in welchem er meine Frau auf den Fall, daß sie von einer Tochter genesen würde, nur auf den Pflichttheil setzte; würde sie aber von einem Sohne entbunden, ein Gleiches rückichtlich der ältesten Tochter verordnete. Diese war inzwischen mittellose Wittve geworden, und hatte, um nicht ganz zu verarmen, auf ausdrückliches Verlangen des Vaters, Dich, braver Hans! unter dem fingirten Namen Renneberg, in Schwerin erziehen müssen.“

„Auf ausdrücklichen Wunsch meiner Adelaide reiste ich nach einigen Tagen, dringende Handelsverhältnisse, die in der That meine Gegenwart in Hamburg erheischten, vorschüßend, dorthin, von ihr und Eugenie begleitet. Hier erwartete mich ein neuer Schlag. Ich fand den größten Theil meines Vermögens in Mohrmanns Händen so gut als verloren, und dessen Ruf, besonders als Lottospieler in der Altonaer Zahlenlotterie, so gefährdet, daß ich in Verzweiflung gerieth. Wie, wenn Adelaide mir eine Tochter gebar? Beschimpft stand ich alsdann da, dem Spott der Kaufmannschaft, dem Verdachte schändlicher Unterschlagung, da ich sogar ohne die nöthige gewöhnliche schriftliche Sicherheit Mohrmann fidiert hatte, ausgefetzt. Vollends aber ward mein Unglück dadurch erhöht, als dieser bald darauf eines fälschlichen Bankerotts überführt ward. Er war zwar entwichen, aber noch heutigen Tages steht sein Name auf der Börse, unter dem Verzeichniß böswilliger Falliten, gebrandmarkt.“ —

„Adelaide merkte bald meine Herzensangst, die ich ihr indessen, eingend ihres Zustandes, nur auf pressendes Verlangen erklärte. Sie tröstete mich mit Allem, was weibliche Liebe zu ersinnen vermag. Ich bemerkte kurz nachher, daß sie ungewöhnlich viel mit der Rosenthal verhandelte. Nach einigen Tagen eröffnete sie mir, daß sie eine alte Tante in Igehoe zu besuchen wünsche. Gern willigte ich ein, da meine Geschäfte meine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, und die wenigen Augenblicke der Muße wahrlich nicht geeignet waren, dieselben als tröstender Beistand mit meiner Gattin in ihren Umständen zu verleben. Sie reisten fort. Eine Stunde darauf brach ich durch einen Fall den linken Arm. — Nach etwa acht Tagen wurde ich in der Nacht durch eine Staffette aus meiner Ruhe geweckt. Ich erhielt eine köstliche Nachricht, die zwar aus einem sehr irdischen Himmel kam, mich aber nicht mehr hätte erfreuen können, wenn sie sich aus der Wohnung der Seligen auf mich niedergesenkt hätte.“

„Die Rosenthal schrieb mir nämlich: daß meine Frau, von Sehnsucht für mich getrieben, ihre Rückkehr nach Hamburg beehlt habe, aber unterwegs in einem Wirthshause, „Himmel“ genannt, das zwischen Igehoe und Elmshorn liegt, von der Niederkunft eines holdseligen, gesunden Knäbleins überrascht sey; die Geburt sey so glücklich gewesen, daß sie mich nach 14 Tagen schon zu besuchen hoffe. Sie bitte mich aber, ja meines Armbruchs zu schonen, und auf keinen Fall die für meinen Zustand so gefährliche Reise auf dem Pinneberger Straßenpflaster und den damals so grundlosen Sandwegen zu ihr zu unternehmen.“

„Wer war seliger als ich! Sogleich meldete ich meinem Schwiegervater dies glückliche Ereigniß. Schon nach eilf Tagen überraschte mich meine Adelaide, indem sie Dich, lieber Hannibal, in meine Arme legte. Aber sie war bleich und entstellt, und entschuldigte Deine Nothtaufe, wenn gleich nicht Deine Dir gegebenen abenteuerlichen Namen, damit, daß Du am zweiten Tage gefährlich erkrankt seyst. Zitternd legte sie Deinen Lauffschein in meine Hand.“

„Die folgenden Tage waren indessen bestimmt, meine Freude ungemein zu trüben. Als ich nämlich am andern Nachmittage von der Börse nach Hause kam, fand ich meine Frau in Krämpfen. Ein schwarz geseigelter, von ihr erbrochener Brief, ließ mich nichts Gutes ahnen; er enthielt die Kunde von dem Tode ihrer Schwester.“

„Diese Nachricht hatte sie entsetzlich angegriffen.

Hestige, unheilbare Fieber beschleunigten ihr Ende, und der dritte November, der ihre Leiden endigte, war bestimmt, die meinigen, die seitdem mich unaufhörlich wie Furien verfolgten, anfangen zu lassen. Sie gestand mir nämlich kurz vor ihrem Tode, wie sie ein Mädchen geboren, aber auf Zureden der Rosenthal zugegeben habe, daß ein Knabe für dasselbe untergeschoben werde. Zufällig sey nämlich in einem dem Himmel gegenüber liegenden Wirthshause, „die Hölle“ genannt, gleichfalls in derselben Nacht eine reisende Dame entbunden; durch Bestechungen sey die Behmutter vermocht, die Kinder zu vertauschen. Die That, worin sie gewilligt, sey zwar grausam und unnatürlich, sie habe aber, trotz dem widerstrebenden Muttergeföhle, sie dennoch zu vollbringen vermocht, weil sie mich abgöttisch geliebt, und die Noth gekannt habe, worin mich die Geburt einer Tochter versetzen würde.“

„Was war zu thun? — Die Bestattung meines Weibes, die Furcht, die Verstorbene der Welt als eine unnatürliche Mutter darzustellen, meine eigene sorgenvolle Lage, lähmten in mit jede Thatkraft. Ich verabscheute das Verbrechen, fand in mir aber nicht Stärke genug, durch unumwundenes Geständniß die Last meines Herzens zu erleichtern; ich faßte schon damals den Entschluß, Euch Beide zu erziehen, und mein Geständniß bis zu einer Zeit zu versparen, da Ihr erwachsen wäret, und der Verstorbenen, wie mir, vergeihen würdet. Unermüdet habe ich gesucht, die Lücken des großväterlichen Vermögens wieder zu ergänzen, was mir aber nur bis auf den vierten Theil geglückt ist. Euer Großvater starb bald; Dich, lieber Hans, nahm ich nach dem Tode Deiner Mutter zu mir.“

„Die Rosenthal gestand die Unterschlebung des Kindes, behauptete aber, daß die Idee von meiner Frau ausgegangen sey, wenn sie gleich zugab, dabei mit ihrem Verlobten, einem Schiffskapitän Peterson aus Lübeck, hülfreiche Hand geleistet zu haben. Sie erklärte mir, daß sie nicht wisse, wer die betrogene Wöchnerin sey, und mir Unglücklichen fehlte leider der Muth, darnach zu forschen.“

„Die baldige Verbindung der Rosenthal mit ihrem Bräutigam, die nicht ohne bedeutende Aufopferungen meinerseits geschah, schien eine Zeitlang die Höllequalen, die in meiner Seele wütheten, zu lindern. Aber bald darauf verließ sie wieder ihren nichtswürdigen Gatten, zog zu mir und verlangte, daß ich sie unter dem Namen meiner Schwägerin zu mir nehmen sollte, da sie sich einmal nicht von Hannibal trennen könne.“

„Welche qualvolle Jahre ich seitdem verlebe, könnt Ihr leicht ermessen. Beständig den Geldanforderungen der verschwenderischen Frau, so wie ihres um das Verbrechen mitwissenden Gatten, ausgefetzt, genoß ich keine frohe Stunde. Bastian war Zeuge einer solchen Scene, der versuchte Raub Hannibals befreite mich endlich von den ewigen Verationen des wüsten Schiffers. Aber noch war das Maaß meiner Leiden nicht voll. Die Entdeckung der Rosenthal an Hannibal, daß Jenny „Mohrmann“ heiße, ließ mir schon keinen Zweifel, daß diese meine Tochter, und er Mohrmanns Kind, mein untergeschobener Sohn, sey. Einige Erkundigungen, die ich habe einziehen lassen, bezeugen, daß in derselben Nacht, da meine Frau im sogenannten „Himmel“ entbunden ist, Mohrmanns Frau, die von einer Anverwandtin von Krempe nach Hamburg zurückkehrte, den amtlichen Aktesten zufolge, in der „Hölle“ ein Mädchen geboren hat.“

„Mein Plan steht indess schon fest. Dir, lieber Hans, ist von Deinem angeborenen Fürsten auf meine Verwendung die Volljährigkeitserklärung zu Theil geworden, und ich werde demzufolge Dir Dein Vermögen ausliefern, und mir von Deiner Güte nur so viel erbitten, um eine Reise nach Havannah bestreiten zu können, damit ich Hannibal ihm übergebe, mich mit ihm, so Gott will! versöhne, und von ihm die Tochter wieder erhalte. Bastian will ich Dir, lieber Hans, empfehlen. — Vergebt mir, Kinder, und flucht mir nicht.“ —

„Fortwährend stumm hatten die Jünglinge dem mit zitternder Stimme vorlesenden Bastian zugehört. Aber

beim Schluß fielen sich Beide, von Sympathie getrieben, einander mit feuchtem Blick in die Arme. — „Laßt uns hinauf zum Vater, zu dem liebevollen, würdigen Pfleger unserer Kindheit!“ — riefen sie dann begeistert, und unangemeldet hörten sie nicht auf den treuen Bastian, der so gern Alles vorbereitet und vermittelt hätte, eilten zum alten Meyer und stürzten sich weinend und kieflos zu seinen Füßen. „Bleibe unser Vater, nach wie vor, unglücklicher, edler Mann!“ — riefen Beide, indem Hans bittend hinzusetzte: „Behalte unser Geld, das Hannibal schon als Kind im Geiste nach Deinem Tode mit mir getheilt hat, und verstoße uns nicht, indem Du Dich großen Gefahren und Unannehmlichkeiten aussetzt, dadurch aber uns Alle namenlos elend machst.“

Zum erstenmal durchzuckte das Gesicht des Alten, das der Gram tief gefurcht hatte, ein Strahl rosigter Freude. Dann aber rief er abwehrend: — „Nicht also, meine Kinder, die Thatkraft ist die erste Blume der Besserung, die in dem Herzensboden des reinigen Sünders erwächst. Ich muß mit Mohrmann in's Reine, von dem ich erwarte, daß er mir schon um des vielen Unrechts willen, das er an mir selbst begangen, meine Sünde vergeben wird. Es dämmert zudem in mir die Hoffnung, daß Gott Alles herrlich hinausführt, und daß Du, lieber Hannibal, von dem ich wohl weiß, daß Du meine Jenny liebst, bei Deinem Vater, wie bei meiner Tochter als mein Vermittler auftreten wirst. Ich bin nicht so thöricht, Deine Güte, edler Hans, ganz von der Hand zu weisen; ich will den vierten Theil Deines Vermögens einstweilen als Darlehen annehmen. Gott sey Dank! noch fühle ich Kraft genug in mir, um in dem thätigen Hamburg mein Brod als Makler zu verdienen, damit es noch bei meinem Tode Dir mit reichlichen Zinsen zurückerstattet werden kann.“

Dabei eilte er zu seinem Schreibtische und übergab, aller Protestationen der beiden Jünglinge ungeachtet, Hans etwa dreimalhunderttausend Mark, theils in baarem Gelde, theils in Obligationen. Noch viel wurde geredet, aber vergebens versuchten die Freunde, den alten Meyer in seinem Entschluß irre zu machen. Er bestand darauf, in 14 Tagen nach Havannah, woselbst Mohrmann leben sollte, abzureisen, und erklärte Hannibal, daß er sich reisefertig machen möge.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Zug aus Murats Leben.

(Aus dem Französischen von W. L. Besché.)

(Schluß.)

Die Fortsetzung dieser Geschichte wurde mir einige Monate später zu Rom von Jemanden erzählt, der im vertrauten Umgang mit der kaiserlichen Familie lebt; sie gleicht mehr der romantischen Entwicklung eines Dramas, welche weniger dem wirklichen Leben, als der Phantasie des Schriftstellers angehört.

An der Gränze eines nahe bei Neu-Orleans liegenden Waldes klopfte im Herbst des Jahres 1831 ein Jäger an die Pforte eines freundlichen Landhauses, um Schutz gegen den wüthenden Sturm zu suchen. Die gastliche Pforte öffnete sich und der Fremde wurde durch eine bejahrte Fran in einen reinlichen, einfach möblirten Saal geleitet, welcher fast ganz mit Pariser Lithographien, unsere vorzüglichsten Waffenthaten darstellend, tapezirt war.

„Es scheint,“ sagte der Fremde, „daß mein guter Stern mich zu Landsleuten geführt hat.“

„Sie sind ohne Zweifel Franzose, mein Herr,“ sagte die alte Frau.

„Ja wohl, Madame, und das ächter Franzose; ich habe selbst Verwandte hier in diesem Saale.“

„Mein Sohn ist im Garten; ich eile, ihn zu rufen; er wird sich freuen, Sie zu sehen.“

„Ihr Sohn ist auch Franzose?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete nach einer kleinen Zögerung die alte Mutter; „er hat sich hier seit einer Reihe von Jahren niedergelassen, und dem Himmel sey Dank, er bereuet es nicht. Dieses Landhaus gehört sein; wir leben geachtet von der Welt und sind glücklich.“

In diesem Augenblick trat der Hausherr ein.

„Dieser Herr hat uns die Ehre erzeigt,“ sagte die Mutter, „einen Augenblick bei uns auszuruhen, um das Unwetter abzuwarten; er ist einer der Unsern, er ist Franzose.“

Der Hausherr grüßte militärisch und stammelte einige Höflichkeitsworte. Die Gesichtszüge des Fremden machten einen außerordentlichen Eindruck auf ihn und er war so bewegt, daß er seine Fragen nicht beantwortete. Endlich, sich mit Mühe fassend, redete er ihn an. „Sie werden, mein Herr,“ sagte er, „meine Frage vielleicht unbescheiden finden, ich fühle mich aber gedrungen, Sie um Ihren Namen zu bitten; Ihre Gesichtszüge — —“

„Mein Freund,“ antwortete der Jäger, „das ist die einzige Frage, die ich nicht beantworten kann; ich könnte Sie wohl täuschen, Ihnen einen angenommenen Namen nennen, ich ziehe es aber vor, zu schweigen. Jemand, der meinen Namen trägt, versteht nicht zu lügen. Nur ich meinen Namen zu nennen verweigert, darf ich es da noch wagen, um den Ihrigen zu bitten?“

Der Besitzer des Landhauses lächelte und antwortete nicht.

„Es scheint, daß auch Sie Ihre Ursachen haben, Ihren Namen zu verschweigen,“ sagte der Jäger.

„Ja, mein Herr, der Name, welchen ich in diesem Lande trage, ist nicht der meinige; zu was nützt es Ihnen, ihn zu kennen? Ich bin hier unter dem Namen Claude Gerard bekannt.“

„Uebrigens — sagte die alte Frau — braucht der Herr nicht zu denken, daß mein Sohn Ursache hat, über seinen väterlichen Namen zu erröthen — — er hat Gründe — — welche — —“

„So geht es mir gerade,“ sagte der Jäger, „ich nenne meinen Namen nur denen, die es verdienen, ihn zu hören und von diesem Augenblicke an halte ich Euch dieser Gunst würdig; ich bin Achilles Murat, ich bin der Sohn des Königs von Neapel.“

Wie vom Blitz getroffen durch diesen großen Namen fiel Claude Gerard und seine Mutter mit dem Antlitz zur Erde.

Der Prinz, jetzt Bürger der vereinigten Staaten, sie weinen sehend, konnte dieses Uebermaß von Rührung, was noch immer anhielt, nicht verstehen. Als Claude Gerard die Sprache wieder gewann, zeigte er nach der Wand des Saales auf das mit grünen Lorbeerzweigen verzierte Bildniß des Königs von Neapel und sagte zum Sohne: „Sehen Sie hier das Bildniß Ihres glorreichen Vaters; er ist der Herr und der Heilige dieses Hauses. Einst sollte ich sterben; er hat mir das Leben erhalten.“ — —

„Auf dem Felde der Ehre?“ sagte Achilles Murat. —

„Nein, auf dem Felde der Schande. Ich hatte mich vergangen, mein Gehirn war verbrannt, ich hatte den Tod verdient. Man führte mich mit zweien meiner Kameraden, die eben so schuldig als ich, vor das Thor von Livorno; man gab Feuer auf uns; wir fielen — — Murat war es, der Alles so angeordnet hatte; mit seinem Gelde kamen wir nach Amerika. Meine beiden Kameraden sind seit zwei Jahren zu New-York gestorben, ich lebe noch, und dieses Leben schulde ich Eurem Vater. Ich habe gearbeitet; ich bin im Wohlstande. Meine Mutter, welche meinen Todeschein erhalten, empfing nach einigen Jahren einen Brief Ihres Sohnes, der sie nach Amerika rief. Die arme Frau, die mich so sehr beweint, wäre beinahe vor Freude gestorben, als sie mich wieder sah.“

„Darum erkenne ich den großmüthigen Joachim,“ sagte Achilles Murat, mit Thränen in den Augen.

„Er hat noch Mehreren Gnade verliehen,“ sagte Gerard.

„Ihm selbst hat man keine Gnade gegeben!“ antwortete eine Stimme.